

Robert Germann



Adrenalin ist mein Beruf

omnichron◦

Leseprobe

zur Verfügung gestellt für "Polizei-poeten"

Der schwarze Mann

Der Spätdienst neigte sich bereits seinem Ende entgegen. Anne, eine Kollegin der Nachbarwache, die heute in unserer Dienstgruppe unterstützte, saß müde und etwas erschlafft auf dem Beifahrersitz neben mir. Die letzte Eintragung im Streifenbeleg lautete: „Suizidversuch, Person im Krankenhaus - ein Bericht.“ Annes fahles Gesicht, meine noch immer zitternden Hände und die von unserem Atem beschlagenen Scheiben verraten aber, dass dieser letzte, so nüchtern im Streifenbeleg dokumentierte Einsatz Spuren bei uns hinterlassen hatte.

Zwei Stunden zuvor - Anne und ich hatten gerade einen Einbruch aufgenommen und wollten zur Wache, um die Anzeige zu schreiben - krächzte das Funkgerät etwas von „*Folgeinsatz*“ *am anderen Ende der Stadt* – und bitte sofort. Die anderen Streifenwagen waren noch im Einsatz, sodass wir die letzte Figur auf dem Schachbrett waren.

„*August-Bebel-Straße 9, bei Zeisig. Der Sohn hat versucht, sich die Pulsadern aufzuschneiden. Näheres ist nicht bekannt. Ein Rettungswagen ist auch auf der Anfahrt*“, erklärt uns die Leitstelle den Einsatzanlass. Ich schalte von Drive in den Sportmodus, aktiviere Blaulicht, Martinshorn und Nebelscheinwerfer – so wie immer, wenn’s schnell gehen muss. Dann geht’s los. Anne und ich werden mit einem Ruck in unsere Sitze gepresst und unser Streifenwagen schießt durch die bereits im Dämmerlicht liegende Innenstadt. Der Feierabendverkehr hat bereits merklich nachgelassen. Gott sei Dank! Unser Streifenwagen beschleunigt weiter und schiebt kräftig voran. Ich bin froh, dass wir in Deutschland mit solider, zugkräftiger Fahrzeugtechnik ausgestattet sind, nicht wie manch ein Kollege im benachbarten Ausland mit behäbigen und klapprigen Vehikeln, die zudem einen Luftwiderstand ähnlich einer Telefonzelle haben. Schmunzelnd kommt mir plötzlich das Bild zweier Polizisten ins Gedächtnis zurück, die ich vor einem Jahr in St. Petersburg gesehen habe. Mit einem uralten Lada Nova, wahrscheinlich noch aus Sowjetzeiten, schlichen die Kollegen mit verfinstertem Blick auf dem Seitenstreifen neben der Fahrbahn her und blieben schließlich mit dampfendem Motor liegen. Links ziehen die

dicken Luxuskarossen der Neureichen an ihnen vorbei. Ich schüttelte den Kopf und konzentriere mich wieder auf unseren Einsatz. Im gleichen Moment spricht Anne aus, was ich soeben im Stillen für mich dachte: „Hoffentlich ist der Rettungswagen schnell da – wer weiß, wie tief der Junge sich geschnitten hat.“ „Das wäre klasse“, entgegne ich kurz und muss an Schnittverletzungen denken, die buchstäblich weit unter die Haut gehen. Mein Kollege Alf hat mir einmal Bilder von einer Frau gezeigt, die am Border-Line-Syndrom litt. Mir ist dabei fast der Kreislauf zusammengebrochen. Ich erinnere mich, wie froh ich damals war, dass es nicht mein, sondern Alfs Einsatz war. Die Frau hatte sich so heftig geschnitten, dass alles unter ihrer Haut sichtbar geworden war: Fettschicht, Sehnen, Muskelfasern und sogar der Knochen. Sie war verblutet.

„Egal was gleich passiert und wie schlimm die Verletzungen sind, wir machen’s, wie im Erste-Hilfe-Kurs gelernt. Blutung stoppen, Druckverband“, werfe ich Anne meine geplante Erstmaßnahme zu. Ich weiß, dass Anne das auch selbst weiß, doch versuche ich, meine Gedanken an schlimme Schnittverletzungen zu vertreiben.

Als wir eintreffen, steht der Rettungswagen zu unserer Erleichterung schon vor der Tür. Das Einfamilienhaus liegt komplett im Dunkeln. Nur ein Fenster unter dem Dach ist beleuchtet. „Habt ihr schon was?“, frage ich Heiko, einen der Sanitäter, den ich von anderen Einsätzen bereits recht gut kenne. „Nö, nur dass hier irgendwo einer mit Schnittverletzung rumlaufen soll“, gibt er zurück. Anne und ich ziehen unsere Jacken über. Ich habe ein schlechtes Gefühl. Irgendwas passiert gleich. Mein Puls erhöht sich, der Magen bekundet grummelnd sein Unbehagen. Als Anne und ich noch circa zehn Meter von der Haustür entfernt sind, springt diese plötzlich auf und eine schwarze Gestalt tritt ins Freie. Da es bereits dunkel ist und auch die Außenbeleuchtung am Haus nicht funktioniert, kneife ich reflexartig die Augen zusammen, damit sie sich an die Dunkelheit gewöhnen können. Beim nächsten Hinschauen erkenne ich die Silhouette eines jungen, um die zwanzig Jahre alten Mannes mit schwarzem, langem Haar. Das Gesicht war nicht zu erkennen. Seine offenen Haare hingen größtenteils vor Augen, Nase und Mund. Auch die Kleidung war bis auf ein rotes Emblem auf dem T-Shirt komplett schwarz. Es war der schwarze Mann. Jeder bekommt ihn irgendwann in seinem Leben einmal zu sehen. Für Anne

und mich war der Tag heute gekommen. Sehr langsam, fast im Zeitlupentempo trat die Person auf den Treppenabgang zum Gehweg hin. Erst in diesem Moment erkannte ich, dass der Mann etwas in der rechten Hand hielt. „Der hat einen Morgenstern!“, schrie Anne entsetzt in meine Richtung. Ich erkannte es auch und nahezu gleichzeitig wichen wir zurück. Noch völlig verblüfft von dem, was wir hier vorfanden, setzte ich einen kurzen Funkspruch „*Unterstützung!*“, ab.

„Zurück, geht zurück!“, rufe ich den Sanitätern zu. Zum Glück tun sie, was ich sage, denn urplötzlich schaltet der schwarze Mann von behäbig auf turbo. Er springt die Treppe hinab und stürmt auf uns los. Rückwärts laufend ziehe ich mein Reizstoffsprüherät aus dem Gürtel, ziele und sprühe, was das Zeug hält. Anne tut es mir gleich und unsere Pfeffersalven treffen sich dort, wo wir sein Gesicht vermuten. Er schreit uns einen grellen Ton entgegen, rennt aber weiter, den Morgenstern schwenkend auf uns los. Ein Morgenstern ist ein nicht zu verachtendes Angriffswerkzeug, bestehend aus einem langen Griffstück und mehreren, unterschiedlich langen Ketten, an deren Enden jeweils dicke, mit Dornen besetzte Metallkugeln hängen. Das Ganze in Schwung versetzt, mit Sicherheit geeignet, tödliche oder zumindest schwerste Verletzungen beim Opfer hervorzurufen.

Der schwarze Mann mit dem Morgenstern zeigt sich von unserem Pfefferspray völlig unbeeindruckt – mir brennen sofort die Augen, denn kleinste Spritzerchen treffen immer auch den Abfeuernden, je nachdem wie der Wind steht. An diesem Tag gab's natürlich Gegenwind.

Während er weiter auf uns zurast, höre ich das erste Mal verständliche Worte aus seinem Mund. Er schreit: „*Erschießt mich, erschießt mich doch endlich!*“

Diesen Gefallen werden wir ihm nicht tun. Mir wird sofort klar, was er vorhat. Man nennt es „suicide by cop“. Im Bestreben, dem eigenen Leben ein Ende zu setzen, werden dabei Polizisten in eine Situation hineingezwungen, die den sogenannten finalen Rettungsschuss als letztes Mittel zur Abwehr einer Lebensgefahr für andere Menschen zur Folge haben kann. In unserem Fall will der schwarze Mann wohl genau das erreichen. Immerhin geht es nicht nur um unser Leben, sondern auch um das der Rettungswagenbesatzung und Passanten, die jederzeit auftauchen könnten. Dann geht alles ganz schnell. Als sich der

schwarze Mann mit der linken Hand über das verdeckte Gesicht fährt – offenbar beginnt das Pfefferspray doch zu wirken – renne ich um ihn herum und werfe ihm meinen rechten Unterarm um den Hals. Den Morgenstern noch immer um sich schleudernd, sackt er in sich zusammen, als Anne ihm einen Tritt in die linke Kniekehle verpasst. Den Luftzug an meinem linken Ohr spüre ich noch heute. Eine der Dornenkugeln piff nur wenige Zentimeter an meinem Kopf vorbei. Der schwarze Mann lacht – ich bin davon überzeugt, dass er unter dem Einfluss von Medikamenten oder Drogen steht. Er ist offenbar gänzlich schmerzunempfindlich. Unsanft war der schwarze Mann mit dem Gesicht auf dem Gehweg gelandet und blutet nun aus der Nase. Als er dennoch versucht, sich wieder aufzurichten, kamen uns die Jungs vom Rettungsdienst zu Hilfe und hielten ihn mit ihrem ganzen Körpergewicht am Boden. Als ich ihm den Morgenstern entreißen wollte, entfuhr mir unwillkürlich das Wort „Scheiße“. Wie wir erst jetzt erkannten, war der Griff der Schlagwaffe an einem, ebenfalls mit Metalldornen besetzten Unterarmgurt befestigt, der wiederum mit mehreren Gurten am Arm des schwarzen Mannes festgezurrt war. Immer wieder riss er den Arm hoch und erwischte mich dabei am rechten Unterarm. Ich spürte zunächst nichts. Erst als Alf, der mit Sandra meinen Unterstützungsruf gehört hatte, half, den schwarzen Mann zu fesseln, durchfuhr ein stechender Schmerz meinen rechten Arm. Ich sah etwas Blut unter meiner Jacke in Richtung Handinnenfläche laufen. Erstmal egal, dachte ich und half, den schwarzen Mann, der offenbar bewusstlos geworden war oder so tat, in den Rettungswagen zu hieven.

Alf und Sandra begleiteten den Rettungswagen ins Krankenhaus. Anne und ich blieben da. Im Hauseingang stand Frau Zeisig, die Mutter des schwarzen Mannes. Unverletzt, aber mit tränenroten Augen stand sie im Regen, der mittlerweile eingesetzt hatte. „Geht es Ihnen gut?“, erkundigte sich Anne bei ihr. „Ich hab’ ihn wohl endgültig verloren“, seufzt sie schwermütig. Als wir das Haus betreten, bietet sich uns ein Bild der Zerstörung. Schranktüren zersplittert, Überreste von Geschirr überall am Boden verteilt.

„Wissen Sie“, beginnt Frau Zeisig, „Christian ist eigentlich ein guter Junge. Einser Abitur, immer hilfsbereit und freundlich, seit letztem Jahr

Medizinstudent an der Uni hier um die Ecke.“ Christian also. Unser schwarzer Mann heißt Christian, denke ich bei mir.

Wir setzen uns. Frau Zeisig greift zu einer Schachtel Zigaretten, nimmt sich eine heraus und hält die Schachtel dann mit der offenen Seite in unsere Richtung. Anne lehnt ab, ich nehme eine.

„Anfang des Jahres ist mein Mann gestorben, er hatte Krebs. Christian hatte das ganz gut weggesteckt, dachte ich. Er hat ja nie geweint oder mit mir gesprochen. Er war dann abends oft weg. Ich konnte doch nicht ahnen, dass er auf einmal Depressionen bekommt und solche Freunde hat.“ „Was meinen sie damit?“, hakt Anne interessiert nach. „Na solche Typen, die nur rumhängen, Drogen nehmen und so schwere Musik hören.“ Ich ziehe meine Jacke aus und gehe in Christians Zimmer. Mein Unterarm blutet etwas, aber die Verletzung ist nicht tief. Ich mache mir mehr Sorgen um die Flecken auf der neuen Jacke. In Christians Zimmer finden wir eigentlich nichts Auffälliges. Es riecht etwas nach Cannabis und an den Wänden hängen Schwerter, Messer und andere Waffen, die eher wie Spielzeug aussehen. An einer Stelle sehe ich einen langen hellen Fleck an der etwas vergilbten Tapete. „Hier hing der Morgenstern“, flüstere ich meine Gedanken in den Raum. „Genau! Woher wissen Sie das?“, fragt Frau Zeisig erstaunt. „Den hat er schon seit zehn Jahren. Geschenk von seinem verstorbenen Vater wissen Sie.“

Auf dem Tisch neben einer Jugendcouch liegen ein paar Rasierklingen. Aber nicht die typischen, scharfen Ritzerklingen, die wir erwartet hatten. Nein, ganz normale Wechselklingen für Nassrasierer, wie man sie aus der Werbung kennt. Solche mit Gitterchen vor den Klingen. „Damit wollte er sich umbringen?“, wende ich mich stutzend an Frau Zeisig. „Naja, ich kenn mich mit so was nicht aus. Er saß halt mit den Dingen dort und ritzte an sich rum. Da hab ich Sie gerufen.“ Damit konnte Christian sich allenfalls leichte Oberflächenverletzungen zufügen – scheinbar wollte er tatsächlich von einem Polizisten getötet werden. Planmäßig. Ihm muss klar gewesen sein, dass seine Mutter uns rufen würde.

Froh darüber, dass niemand ernsthaft verletzt wurde, verließen wir den Einsatzort. Mittlerweile ist es kurz vor Feierabend. Auf dem Parkplatz vor der Wache dreht Anne ihren Kopf zu mir und hält mir den Streifenbeleg hin. „Unterschreib’ mal“, lächelt sie mir entgegen. Aus

ihrem roten Haar tropft ein einzelner Tropfen Regenwasser auf den Streifenplan. Ein so förmliches Papier. Und doch steckt so viel Emotion darin. Versteckt hinter kurzen Stichpunkten, nur erkennbar für diejenigen, die sie niedergeschrieben haben.

Von Christian, unserem „schwarzen Mann“ haben wir bis heute nichts mehr gehört. Keine Gerichtsverhandlung, keine Entschuldigung, nichts. Wie ein böser Traum. Verblässende Erinnerung.

Hinter Glas

Zwei sind übrig geblieben. Fünf der sieben Gewahrsamszellen unserer Dienststelle waren über das vergangene Wochenende fast durchgehend besetzt. Trunkenbolde, Schläger und Einbrecher. Heute ist Montag und zwei von Ihnen sind noch immer da. Als ich Zelle eins öffne, schlägt mir ein Dunstmix aus Schweiß, Alkohol und Käsefüßen entgegen. Gut, dass ich noch nicht gefrühstückt habe. Andernfalls würde mir spätestens jetzt speiübel. Es ist „Freddy“, unser allseits bekannter Stadttrinker. Wenn wir ihn aufgreifen, weil er mal wieder in das Foyer einer Bank gekotzt, gepisst oder geschissen hat, liegt sein Promillewert meist weit jenseits der drei. Deshalb bleibt er meist länger bei uns, als andere Alkoholleichen. Offenbar gefällt ihm der Aufenthalt im Gewahrsam sogar, denn in einer Zelle ist es wärmer, als auf der Straße und vor allem wird man nicht ständig gestört. Vier Sterne minus, aber immer noch besser, als jede Parkbank. Heute störe ich ihn: „Guten Morgen Freddy, na wieder fit?“ Er hebt langsam seinen Kopf, und beginnt zu husten. Es hört sich an, wie ein startender Traktor, der irgendwo mächtig viel Luft zieht. Dann herrscht er mich an: „Ey, bist du schwul oder was. Lass mich in Ruhe, du Penner!“ Das ist Freddys normale Art, Guten Morgen zu sagen. Alles wie immer. Ich kann ihm den Gefallen nicht tun. Nach Ausnüchterung erfolgt die Entlassung – immer. Wenn Freddy unter ein Pörmille fällt, ist er nüchtern – stocknüchtern. Fast schon zu nüchtern – seine Hände zittern dann immer. Behandeln lassen will er sich nicht. Dazu fehlt ihm jegliche Einsicht. Die ist ihm sicher irgendwo zwischen Rum und Wodka verloren gegangen, spätestens aber im letzten Winter, als er sich eine halbe Flasche Frostschutzmittel schmecken ließ. Ich lasse ihn aufstehen und seine Sachen zusammensuchen. Viel hat er nicht dabei. Unablässig schnauft und knurrt er dabei, wie ein alter Seebär. „Haste wenigstens was zu kauen oder ne Kippe, Mann?“ Das fragt er immer und jedes Mal hört er die gleiche Antwort „nein“, worauf er kurz ungehalten herumzeteret, Gott, alle Welt, aber vor Allem die Polizei verflucht und schließlich mit halb herunter gelassener Hose gen Ausgang schlurft. „Tschüss Freddy“, ruft ihm Alf noch kurz hinterher, der gerade den

Flur herunter kommt. „Hrrr“, stöhnt Freddy zurück und verschwindet. Wir werden ihn schon bald wieder sehen. Sein Geruch bleibt uns den ganzen Tag erhalten. Ich veranlasse sofort eine gründliche Zellenreinigung, denn Freddy hat mal wieder die Schüssel nicht getroffen. Die armen Reinigungskräfte. Innerlich kriecht ein Gefühl von Wut und Ärger in mir hoch. Es kann doch nicht sein, dass man in so einem Fall nichts machen kann. Eine never-ending-story, ein Kreislauf. Typen wie Freddy saufen, begehen Straftaten, prügeln sich rum und landen im Gewahrsam, wo sie ausnüchtern und wieder entlassen werden. Dann beginnt alles wieder von vorn, in einer niemals enden wollenden Endlosschleife. Unterbrochen höchstens von einem kurzen Gefängnisaufenthalt wegen gesammelter Delikte, um danach wieder auf die Menschen losgelassen zu werden. Ich verdränge den Gedanken und gehe zur nächsten Zelle. Hier sitzt ein Kandidat, der etwas länger bleiben darf. Ein Einbrecher, der letzte Nacht in die Geschäftsräume einer Versicherung eingebrochen ist und hier versuchte, einen Tresor aufzuflexen. Er wird heute noch erkennungsdienstlich behandelt und anschließend einem Richter vorgeführt. Da er keinen festen Wohnsitz in Deutschland hat, wird er wohl nicht so schnell wieder auf freien Fuß gesetzt. Offenbar kennt er das Prozedere schon. Völlig gelassen sitzt er auf seiner Pritsche und ruft: „Ey, komm mal her“, als er mich im Gewahrsamsflur bemerkt. Als ich die Zellentür öffne, fragt er: „Was ist mit Frühstück. Ich hab Hunger!“ Anstatt ihm zu sagen: „Tja Junge, was meinst du mit Frühstück? Für Einbrecher gibt's bei uns nur trocken Brot und Wasser!“, muss ich ihm wahrheitsgemäß mitteilen, dass es in ca. einer Stunde geliefert wird. Und es ist ein richtiges Frühstück mit Kakao, Milch, Obst, Wurstsemmeln und manchmal sogar Süßigkeiten. Ein normal belegtes Brot reicht natürlich nicht – die deutsche Polizei ist sehr gastfreundlich.

Nachdem ich noch eine Weile mit dem Einbrecher über die Dauer der Frühstückslieferung diskutiert habe, denn diese sei aus seiner Sicht unzumutbar lang, kehre ich an meinen Schreibtisch zurück und vermerke zum einen die Entlassung des Trinkers Freddy und zum anderen die Zellenkontrolle beim hungrigen Einbrecher. Das ist Vorschrift und auch richtig. So kann im Nachhinein niemand behaupten, nicht korrekt behandelt worden zu sein.

Weil mir selbst der Hunger auf Frühstück vergangen ist, laufe ich nur in die Küche, um mir einen Kaffee zu holen. Als ich zurückkehre, sehe ich Alf abermals im Flur, nur rennt er diesmal gen Ausgang. Auch die anderen springen hektisch in ihre Klamotten. „Was haben wir?“, rufe ich dem Funker zu. „Überfallalarm in der Bank, oben in Kürten-Biesfeld. Du stehst auch im Vorschlag!“ Das bedeutet, dass auch ich hinfahren werde. Da ich heute den Dienstgruppenleiter vertrete, habe ich keinen Streifenpartner. Ich ziehe meine Jacke über und renne zum Streifenwagen. „...*ab Ortseingang Kürten stille Anfahrt!*“, höre ich die Leitstelle sagen, als ich den Wagen starte. Das bedeutet, dass wir ab Täterhörbereich ohne Sirene fahren, damit dieser nicht schon vorzeitig vor unserer, kurz bevorstehenden Ankunft gewarnt wird. Nach und nach klinken sich immer mehr freie Streifenwagenbesetzungen in den Einsatz. Ich rechne kurz und komme auf zwölf Streifenwagen und Motorräder, die sich auf der Anfahrt befinden.

Die Fahrt scheint nicht enden zu wollen. Unruhig rutsche ich auf meinem Fahrersitz herum, versuche, mir alle Eventualitäten vorzustellen. Hoffentlich gibt es keine Geiselnahme, wenn sich der Täter in die Enge gedrängt fühlt. Verdammt! Viel zu lange Anfahrt. Der Täter hat sich garantiert absichtlich die am weitesten von der Wache entfernte Bank ausgesucht, um sich ein breites Zeitfenster zu verschaffen. „22 für 01“, höre ich die Wache rufen. „*Der Täter war wohl schon wieder aus der Bank raus, als der Überfallalarm ausgelöst wurde*“, gibt der Funker durch. „*Fluchtrichtung unbekannt. Es soll sich um einen ca. 30-jährigen Einzeltäter mit eckiger Sonnenbrille und rotem Shirt handeln, der zu Fuß weg ist*“, ergänzt er noch kurz. Ein anderes Einsatzmittel meldet sich bei mir und fragt, wer den Tatort aufnehmen solle. Da ich es für sinnvoll erachtete, dass zunächst alle Einsatzmittel nach dem möglichen Täter oder seinem Fluchtfahrzeug fahnden und ich ohnehin der Letzte sein würde, der am Tatort eintrifft, gab ich durch, mich selbst um den Tatort kümmern zu wollen. Alle anderen sollten weiter nach dem roten Brillenmann fahnden. Auf der Anfahrt zum Tatort wurde ich noch geblitzt, aber der Geschwindigkeitsverstoß dürfte in diesem Fall entschuldigt sein. Mehr ärgere ich mich an diesem Morgen über die Autofahrer, die entweder keinen Platz machen, obwohl sie mich mit Blaulicht bereits bemerkt haben, oder wilde, unberechenbare Fahrmanöver vollführen, die mich manchmal zu gefährlichen

Vollbremsungen zwingen. Was ist eigentlich so schwer daran, einfach rechts ranzufahren und anzuhalten? Stattdessen werden Schlangenlinien en bravour gezeigt oder die Leute fahren links ran, statt rechts. Au Mann! Die Krönung war die Geste eines älteren Herren der mir entgegen kam und auf sein Ohr zeigte, wobei er den Kopf schüttelte und mir so offenbar andeuten wollte, dass er die Sirene nicht hören könne. Ach wirklich?! Die habe ich ganz vergessen. Ich fluche innerlich. Können sich die Leute denn nicht vorstellen, dass die Polizei die Sirene manchmal aus lassen muss? Nein, wir müssen immer mit der Tür ins Haus fallen – je lauter, desto besser. Wie im Film eben, wo Streifenwagen immer mit Sirene zu einem Überfall fahren. Dabei fahren sich die Streifenwagen ständig noch gegenseitig in die Seite oder hinten drauf. Wollen die Leute solch eine Polizei? Bevor ich noch lange darüber nachdenken kann, erreiche ich mein Ziel. Ich stelle den Streifenwagen vor der Bankfiliale ab und will gerade aussteigen, als eine ältere Dame neben meiner Tür erscheint. Ich dachte, sie könne vielleicht Angaben zum Tathergang machen und schenke ihr mein Gehör. „Gut, dass Sie da sind, Herr Wachtmeister. Sie müssen mir helfen. Ich habe am Automaten ein paar Mal meine Geheimzahl falsch eingegeben und nun hat er meine Karte einbehalten.“ Ich kann es kaum glauben. Mein Hinweis, dass ich nur „eben kurz“ einen Bankraub aufnehmen müsse, genügte offenbar nicht. Immer wieder erschien sie neben mir und fragte unablässig, wann ich mich denn nun um ihre Karte kümmern würde. Am liebsten wäre ich aus meiner Hose gesprungen, doch hätte das wohl niemandem geholfen, sodass ich freundlich blieb und sie darauf hinwies, dass in wenigen Minuten weitere Bankmitarbeiter eintreffen würden, die ihr weiterhelfen könnten. So hatte ich zunächst Ruhe und konnte in die Bank hinein gehen.

Die Filiale war klein. Wirklich sehr klein. Ein kleines Foyer mit Kontoauszugautomat, Geldautomat und einer winzigen Sitzecke. Dahinter ein einzelner Schalter mit Durchreiche. Der Mitarbeiterbereich war mit Panzerglas geschützt, aber ebenso klein, wie der Kundenbereich. Hier saß Frau Schmidt. Zusammengesunken hatte sie auf ihrem Stuhl am Schalter auf die Polizei gewartet. Sie weinte und schluchzte, stand aber sofort auf, als ich mich näherte. Ich fragte, ob sie heraus kommen könne. Sie schloss von innen auf und kam aus dem

gesicherten Bereich zu mir. Eine junge, hübsche Frau, so Mitte zwanzig und völlig verstört. „Sind Sie allein hier?“, beginne ich das Gespräch. Sie nickt nur kurz mit dem Kopf und reicht mir ihren Ausweis. Ich führe sie aus dem Schalterbereich, wo sich vorher auch der Täter aufgehalten hatte, um keine Spuren zu vernichten. Auf dem Tresen und am Boden liegen noch ein paar Geldscheine. Auch Münzen liegen überall verteilt. Sogenannte Situationsspuren, die Rückschlüsse auf der Geschehen in der Bank zulassen. Ich verständige die Spurensicherung und beginne anschließend mit meinem Fragenkatalog. Aus den Antworten von Frau Schmidt ergab sich folgender Tatablauf:

Gegen viertel vor neun betritt ein kaum maskierter, ca. dreißig Jahre alter Mann, die Bank. Er trägt eine eckige Sonnenbrille und hat eine weiße Plastiktüte dabei. Das darauf folgende Gespräch nimmt einen vom Standardschema atypischen Verlauf. Der Täter zeigt keine Schusswaffe, sondern drückt offenbar nur mit einem Finger von innen gegen seine Jacke. Dabei sagte er zu der jungen Bankangestellten: „Mädel, komm, gib den Zaster raus, dann passiert dir nichts. Gib alles her. Du weißt doch wie so was läuft. Das haste doch in der Ausbildung gelernt. Kein Risiko. Schieb mir alles rüber, aber Tempo. Dann bin ich gleich wieder weg. Wenn du mich nicht mehr siehst, ruftst einfach die Polizei und alles ist vorbei. Wat hältst du davon Mädel, so machen wir's wa?!“ Und so geschah es auch. Erst als der Täter alles in der Tüte verstaut und längst wieder aus der Filiale verschwunden war, alarmierte Frau Schmidt uns. Schade, aber übel nehmen kann ich es ihr nicht. Auch wenn der Typ nur seinen Finger von innen gegen seine Jacke hielt und Frau Schmidt hinter zehn Zentimeter dickem Panzerglas saß, ihr also gar nichts hätte passieren können, war ihre Angst sicher lähmend und unermesslich groß zugleich.

Immerhin – viel Beute hatte der Brillenmann nicht gemacht. Gerade einmal viertausend Euro hat ihm die Aktion eingebracht, die sicher auch für ihn eine enorm große Überwindung, gepaart mit Angst und Panik, erwischt zu werden und sonst irgendwie zu scheitern, bedeutete. „X-Jahre Knast warten auf dich“, drängt sich ein Gedanke in mein Bewusstsein, während ich alle Einzelheiten der Tatausführung dokumentiere. Als ich die Bank gerade verlassen will, um sie an die Fachdienststelle zu übergeben, kommt ein großer Mann in Arbeiterkluft auf mich zu: „Suchen Sie einen Kerl mit einer weißen

Plastiktüte?“ „Ja, verdammt“, schießt es mir durch den Kopf. Mein Mund spuckt nur ein kurzes „Ja“ heraus. Das „verdammt“ blieb zum Glück irgendwo tiefer stecken.

„Naja, leider“, beginnt der große Mann seine Ausführungen, „habe ich nicht schnell genug geschaltet. Ich habe den Mann mit der Tüte vor ca. einer halben Stunde in die Bank schlendern sehen. Er sah sich um und betrat die Bank. Fünf Minuten später kam er wieder raus. Die Tüte war nun etwas voller und er wirkte hektischer. Er lief ziemlich schnell, fast rennend an mir vorbei, hat mich aber nicht bemerkt. Wissen Sie, ich saß in meinem Transporter dort drüben und habe gefrühstückt. Der ist dann die Straße runter gelaufen und in einen grünen Opel Corsa mit Aachener Kennzeichen gestiegen. Auf der Beifahrerseite. Dann fuhr das Auto davon.

Was? Beifahrerseite. Dann waren es mindestens zwei!, schießt es mir durch den Kopf. Der Komplize hat das Fluchtfahrzeug gesteuert. Sofort ergänze ich die Fahndung um diese neue Erkenntnis. Das heißt auch, sie müssen uns bei ihrer Flucht entgegen gekommen sein. Verdammt!

Während ich mir Notizen mache, erreicht der Filialleiter die Bank. Entgegen meiner Erwartung, er würde seiner Mitarbeiterin Vorwürfe machen, weil sie trotz sicherer Panzerverglasung das Geld herausgab, setzte er sich zu ihr und redete ihr gut zu. „Alles richtig gemacht, Nicole. Gut, dass dir nichts passiert ist.“ Auch seine Personalien werden aufgenommen. Als ich den abgesperrten Tatort an die Spurensicherung übergebe, fällt mir die Oma wieder ein, deren EC-Karte vom Automaten gefressen wurde. Sie war noch da und stand etwas abseits. Offenbar hatte sie noch immer nicht wahrgenommen, dass hier soeben ein Verbrechen verübt worden war. Ich rufe sie herbei und übergebe sie mit ihrem Anliegen an den netten Filialleiter, der sich ihrer annimmt. „Endlich hilft man mir. Ich musste ewig warten!“, hörte ich sie noch sagen, als ich die Szenerie verließ.

Die Tatortbereichsfahndung nach den Tätern blieb an diesem Tag erfolglos. Aber ich wusste mit Bestimmtheit, dass es nicht lange dauern würde, bis sich die Schlinge um den Hals der Täter enger und enger ziehen würde.

Zurück auf der Wache schrieb ich die Anzeige und den Tatortbefundbericht. Als ich an die Stelle gelangte, an der der Täter die

Bankangestellte als „Mädel“ betitelte und ihr gut zuredete, sie solle etwas warten und dann, wenn er nicht mehr zu sehen sei, die Polizei verständigen, musste ich etwas schmunzeln. So ein irrer Kerl. Aber trotzdem ein Verbrecher, der seine Strafe bekommen wird. Und das für läppische viertausend Euro, die er und sein Kumpane womöglich schon am gleichen Tag in irgendeiner Spielhalle wieder draufgehauen haben.

Verbrechen lohnt sich nicht. Das ist kein dummer Spruch, sondern tatsächlich die Erkenntnis aus einigen Jahren Polizeiarbeit. Dann sitzt man irgendwann in der Zelle und das war's dann. Na immerhin ist das Essen gut. Ich erinnere mich an den Einbrecher in der Zelle, der exakt in diesem Moment wieder an die Zellentür klopfte: „Gibt's denn bald mal Mittagessen? Ich verhungere.“

Ich hatte noch nicht einmal Frühstück und schreibe weiter an meiner Anzeige. Erst jetzt bemerke ich, dass auch mir der Magen knurrt.

Zwei Monate später erscheint Conny, eine Kripo-Beamtin auf der Wache und legt mir eine Abfolge mit Blitzerfotos auf den Tisch. Auf dem ersten Photo ist der grüne Opel Corsa mit den Tätern zu sehen. Danach kommt ein Motorrad des Verkehrsdienstes, dann drei Streifenwagen und schließlich ich allein in meinem Streifenwagen. „Der hat sich blitzen lassen und danach trotzdem den Raub begangen?“ frage ich ungläubig, während ich mir die Bilder betrachte. „Nee, nee – kuck mal auf die Uhrzeit. Das war zwei Minuten vor eurem Eintreffen. Der ist zuerst abgehauen und hat dann offenbar erst gemerkt, dass er euch in die Arme fährt. Falsche Fluchtrichtung. Die waren nicht gut vorbereitet. Darauf hat er gewendet und ist zwei Minuten vor euch in die Blitze gefahren und dann weiter geflüchtet.“ „Und das Kennzeichen?“ frage ich weiter. „Gehört zum Fahrer, den haben wir direkt mit festgenommen. Die beiden sind für mehrere Taten im gesamten Rheinland verantwortlich. Immer die gleiche Masche, immer nur recht wenig Beute. Nun sitzen sie für ein paar Jahre warm und trocken.“

Ich freue mich über die Festnahmen und warte auf Alf, der gerade einen Einbrecher zur Wache fährt. Auch er wird über Nacht bleiben. Das Abendessen ist schon bestellt.

Das Raketenauto

Am ersten Schluck Kaffee verbrühte ich mir den Gaumen. Zu schnell schluckte ich ihn herunter, als Jo durch den Flur rief: „Ich brauche einen Wagen. Sofort! Wir haben auf der Hauptstraße einen Verkehrsunfall mit Personenschaden.“ Wem ist eigentlich der Begriff „Personenschaden“ eingefallen? Das klingt so kühl und distanziert. Warum kann man nicht einfach Verkehrsunfall mit Verletzten sagen? Es nützt nichts. Alf und ich müssen sofort raus. Ich stelle meinen Kaffee beiseite. Er wird wieder einmal zum Eiskaffee und schmeckt in ein, zwei Stunden so, wie ich ihn gewohnt bin: nach holzigem Koffeinwurstwasser. Köstlich. Auf der Anfahrt zum Unfallort sind wir beide still. Es ist wie so oft: kaum Informationen, dafür die wildesten Gedanken an das, was vor uns liegen könnte. So hängen wir unseren Gedanken nach und vergessen das Sprechen.

Es soll sich um einen Pkw handeln, besetzt mit zwei Personen. Keine Angaben zur Schwere der Verletzungen oder zum Schadensausmaß. Alles ist drin. Vom leichten Schleudertrauma bis hin zum Exitus. Bitte nicht! Heute keine Toten, bete ich gen Himmel und drücke meine Hände fest gegeneinander. Das Blaulicht flackert durch die Häuserschluchten und die Sirene heult an Kreuzungen und schwer einsehbaren Stellen immer nur kurz auf. Es ist Nacht, die Straßen fast leer und wir darauf bedacht, so wenig Menschen wie möglich aus dem Schlaf zu reißen. Aber es muss eben schnell gehen. Der Tod lässt sich auch keine Zeit. Am heutigen Abend jedoch hatte der Sensenmann offenbar andere Termine. Als wir eintrafen, bot sich uns ein äußerst lebendiges Bild. Eine junge Frau mit rötlichen Haaren tänzelt flink auf der Straße herum und lacht. Ja, sie lacht aus vollem Hals. Neben ihr am Straßenrand sitzt ein rundlicher Mann, um die vierzig und stiert kopfschüttelnd auf den Boden. Er trägt grün-braune Slipper in Krokodillederoptik. Komisch, worauf der Mensch selbst in solchen Situationen noch achtet. Als wir ihn fragen, ob er verletzt sei, winkt er ab und deutet auf einen dunklen Schatten neben dichtem Buschwerk. „Mein Auto“, schluchzt er. „Scheiße“, entfährt es ihm. „Die Funz hat

ihn kaputt gefahren“, führt er seinen Gedanken zu Ende und zeigt auf die tanzende Frau, deren Rolle in dieser Geschichte mir noch immer nicht ganz klar ist. „Ich heiÙe übrigens Otto. Sehen Sie, was mit meinem Auto ist!“ Ich nähere mich dem dunklen Schatten neben dem Gebüsch. Auf der Wiese erkenne ich Schleuder- und Reifenprofilspuren. Mit meiner Taschenlampe vertreibe ich den Schatten und blicke direkt auf die Unterseite eines roten Mercedes der C-Klasse. Das Fahrzeug hat den Boden unter seinen Rädern verloren. Es steht aufrecht, die Front gen Himmel gerichtet. Obwohl es nicht juckt, kratze ich mich am Ohr und gleich darauf am Hinterkopf. Wieso steht das Auto mit dem Heck im Dreck wie eine Rakete zum Start bereit? Wie hat sie das bloÙ geschafft? Als ich mich dem Fahrzeug weiter nähere, erkenne ich einen massiven Sperrpfosten, an dem das Auto zu lehnen scheint.

Bisher konnte ich die Vorurteile einiger meiner Geschlechtsgenossen hinsichtlich der Fähigkeit weiblicher Fahrer, Fahrzeuge platzsparend und zielgenau einzuparken, nicht bestätigen. Ich bin noch immer der Meinung, dass Frauen die sichereren Fahrer sind, doch dieses Beispiel brachte erste Zweifel mit sich. Platzsparend ja, aber mit deutlichen Abzügen bei der Wahl des Parkplatzes und der Abstellposition im engeren Sinne. Wie die beiden wohl wieder aus dem Auto heraus gekommen sind? Egal, Hauptsache unverletzt. Das Raketenauto ist ersetzbar. Otto sieht das offenbar anders. „Der ist erste Hand, Vollausrüstung mit allem Zipp und Zapp, so einen kriegen Sie heute nicht mehr so einfach!“, raunt er anklagend in die kühle Nachtluft. Plötzlich habe ich keine Zeit mehr, Ottos Trauerrede zu lauschen. Die junge Frau, die eben noch lachend auf der Straße herumgehopt war, dreht durch. Alf schreit zu mir herüber: „Die rastet aus, ich weiß auch nicht, was mit der ist.“ Im nächsten Moment sehe ich einen roten Haarschweif im fahlen Licht der Straßenbeleuchtung in Alfs Richtung herumwirbeln. Mit aller Kraft beiÙt sie in Alfs Arm, erwischt dabei glücklicherweise aber nur das dicke Leder seiner alten Dienstjacke und kaut wie besessen darauf herum. Ich traue meinen Augen nicht, packe sie bei den Schultern, Alf drückt sie seitlich von sich weg und schließlich in Richtung Boden, wo wir sie fesseln können. „Die hat dich wohl zum Fressen gern“, grinse ich in Alfs errötendes Gesicht. „Naja, ich bin eben ein Typ zum AnbeiÙen“, entgegnet er keuchend. Doch die

rote Zora sieht das anders: „Du Klopsemops! Ich beiß’ dich, wie du jeden Tag in die fetten Hamburger beißt! Speckbulle!“ Danach kühlte das Verhältnis zwischen Alf und der roten Beißmaschine merklich ab. Eigentlich ist Alf nicht dick, geschweige denn fett. Er ist nicht sonderlich groß und von kompakter Gestalt. Mit Schutzweste, Pullover und Jacke sieht er zugegebener Maßen nicht unbedingt wie ein Magermodel aus, eher wie ein zusammen gestauchter Arnold Schwarzenegger – aber sicher nicht fett. Und Hamburger isst er nie, das verbietet ihm seine Frau Ines, aus Angst vor BSE – einer Krankheit, die in den 90ern mal für Schlagzeilen sorgte, heute aber so gut wie in Vergessenheit geraten ist, zumindest bei denen, die an dieser Krankheit leiden.

Erst jetzt erkennen wir, dass die Pupillen der jungen Frau groß wie Kaffeebohnen sind. In diesem Moment erinnere ich mich an meinen abkühlenden Kaffee in der Wachküche. Ich schiebe den Gedanken beiseite und atme tief durch die Nase ein. Dabei rieche ich deutlich Alkohol in der Atemluft unserer Probandin, die nun beginnt, wie wild nach uns zu treten. Uns ist klar, dass sie unter Alkohol- und Drogeneinfluss steht. Quiekend bestätigt sie dies und gibt darüber hinaus bereitwillig und fast ein bisschen stolz bekannt, dass sie noch nicht einmal im Besitz eines Führerscheins sei. „Der dicke Otto hat mich fahren lassen – in der Hoffnung, dass er mich dann später bei sich Zuhause flach legen kann. So einer ist das. Nun hat’s geknallt, aber anders als der sich das dachte“, quietschte sie vergnügt in Ottos Richtung. In diesem Moment empfinde ich tiefstes Mitleid für den armen Otto, von dem ich noch immer nicht weiß, ob Otto der Vor- oder Nachname ist. Über Funk hatte Alf inzwischen Verstärkung angefordert. „Blaulicht-Bernd“, ein guter Kollege von der Nebenwache steht nicht weit von uns entfernt und trifft bereits wenige Minuten später ein. Bernd ist immer schnell zur Stelle, wenn es zur Sache geht oder Kollegen Unterstützung brauchen. Den Spitznamen trägt er seit der Zeit, da er sich mit seinem Streifenwagen an ein Team des SEK klettete, das zufällig durch unseren Zuständigkeitsbereich kam. „Die können bestimmt jede Hilfe brauchen“, meldete er seinerzeit selbstüberzeugt der Leitstelle. Mit Müh und Not gelang es unserer Leitstelle, Bernd davon zu überzeugen, dass das SEK auch gut ohne seine Unterstützung auskommt. Trotzdem, auf Bernd ist Verlass. Als

er uns mit der roten Drachendame am Boden werkeln sieht, packt er beherzt zu und mustert das junge Ding. Dann zieht er seinen linken Mundwinkel zu einem hämischen Grinsen hoch, wackelt mit dem kahlen Schädel, der im Mondschein glänzt wie eine fleischfarbene Bowlingkugel und schnalzt mit der Zunge. „Wegen diesem Hühnchen ruft ihr um Verstärkung? Junge, ich war grad an was Großem dran!“ Wenn Bernd an „was Großem“ dran ist, bedeutet dies meist, dass er entweder Transporter mit auswärtigen Kennzeichen jagt, die sich bisher immer als Zeitungskuriere entpuppten, oder dass er verdächtigen Geräuschen aus dem Wald nachspürt – dabei hat er schon einmal Bekanntschaft mit einem wütenden Wildschwein gemacht. Diesmal waren es die Transporter. „Diese halbe Portion! Mit der wäre ich allein fertig geworden!“ Nicht einen Wimpernaufschlag später ändert sich Bernds Blickwinkel auf die Situation. Die halbe Portion hatte ausgeholt und ihm mit voller Wucht in die Zentralregion – die Männer wissen, welche Region ich meine – getreten. Reflexartig presse auch ich meine Beine gegeneinander und halte die Luft an. Bernd packt das Mädchen und zieht es beiseite. Gefühlte zwei Sekunden später sitzt es regelrecht verwurstet auf dem Rücksitz seines Streifenwagens und kreischt fast lauter, als unser Martinshorn.

In den angrenzenden Häusern sind bereits die ersten Anwohner wach geworden. Ihre Silhouetten sind hinter den erleuchteten Fenstern deutlich zu sehen. Ein älterer Mann steht auf seinem Balkon und beobachtet das Geschehen rauchend. Besser, als jedes Fernsehprogramm – zumindest um zwei Uhr morgens.

Bernd ist es ein Vergnügen, seine neue Freundin zur Wache zu fahren, wo sie bis zur Ausnüchterung in der Zelle über ihre Untaten nachdenken kann.

Endlich Ruhe am Unfallort. Ungestört können Alf und ich nun den Unfall aufnehmen und Otto zu den Ereignissen des Abends befragen. Kleinlaut berichtet er, dass er die junge Frau erst ein paar Stunden zuvor in einer Kneipe kennenlernte. Gemeinsam hatten sie Bier und Schnaps getrunken – natürlich auf seine Kosten. Weil Bescheidenheit nicht zu den charakterlichen Tugenden gehört, die ihn auszeichnen, kam das Gespräch irgendwann auf den sportlichen Mercedes, den Otto Dank einer Vorstandsposition bei einer Versicherung sein Eigen nennt. „Sie wollte unbedingt damit fahren und ich dachte: komm, dann lass

ihr den Spaß, die hat bestimmt sonst nichts im Leben. Wird schon nichts passieren. Glauben Sie mir, ich hatte keine Hintergedanken. Ich bin verheiratet. So einer bin ich nicht.“, erläutert Otto mir seine edlen Motive. Warum er die junge Frau fahren ließ, ist für uns nicht wichtig. Er hat sich damit allerdings ebenso strafbar gemacht, wie die Fahrerin selbst. Wir sind froh, dass sie lediglich einen Pfosten gerammt hatte und sonst niemand zu Schaden gekommen ist. Wie ein Mahnmahl steht der Mercedes am Pfosten neben den Büschen. Sein Haubenstern reckt sich dem Sternenhimmel entgegen. Ein faszinierendes Bild. Kurze Zeit später sitze ich vor meinem PC und tippe den Text für die Verkehrsunfallanzeige. Dazu trinke ich meinen Kaffee. Kalt. Genau wie ich ihn mag.

Besonderer Dank gilt meiner Familie, meinen Vorgesetzten, die mir die Veröffentlichung dieses Buches ermöglichten und allen Kolleginnen und Kollegen, die mit mir die beschriebenen und zahlreiche weitere Einsätze bewältigen mussten und dies täglich weiterhin tun.

Das komplette, 108-seitige Werk kann für 6,50 € (zzgl. Versand 1,45 €) beim Autor selbst bestellt werden.

Mail an:

robert.germann@web.de

© Copyright 2018 – Alle Inhalte, insbesondere Texte und Grafiken sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung, Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten.
Günter Robert Germann 10/2018

Das Leben schreibt die spannendsten Geschichten. Manchmal zum Zerreißen spannend. Darüber und über einen Beruf, der heute mehr polarisiert denn je, möchte dieses Buch erzählen. Ich möchte, dass Sie hinter die Fassade aus Gesetzen, Regeln und Uniformen blicken, damit Sie verstehen, was wirklich dahinter steckt.

Alle Geschichten beruhen auf wahren Begebenheiten, die ich oder meine Kolleginnen und Kollegen so erlebt haben. Einschneidend, aufreibend, lustig und vielleicht auch schockierend.

Was kann spannender sein, als das Leben selbst?

Nun nehmen Sie Platz auf dem Sitz des Streifenwagens, spüren Sie das Adrenalin in Ihrem Körper, wenn Sie mit Blaulicht durch die Finsternis der Nacht jagen, in Erwartung des Ungewissen, das nun vor Ihnen liegt.



Robert Germann, Jahrgang 1983

Kriminalhauptkommissar bei der Kriminalpolizei in Bergisch Gladbach, zuvor 2006 - 2015 Wach- und Wechseldienst im Rheinisch-Bergischen Kreis.

